

weniger bedeutet als die kirchliche Anerkennung und Bestätigung der hier überkommenen kultischen Eigenformen, gibt den sizilianischen Albaniern jene innere Geschlossenheit, die allein Erhaltung und Pflege der alten Tradition gewähren kann.

Das Bistum Piana erfüllt inmitten der Gläubigen, die nur ihren angestammten lateinischen Ritus kennen, eine wichtige Mission. Es gibt Zeugnis von der Weite und Vielgestaltigkeit der Kirche, die innerhalb des einen Glaubens Raum für viele hat und niemals der Gefahr falscher Uniformität erliegen darf. Sie zeigt, daß eine Wiedervereinigung der getrennten orientalischen Christen mit der römischen Kirche nicht auch Verwerfung altgewohnter Riten und Gebräuche bedeutet, die, wie man an diesem Beispiel sieht, auch in der katholischen Kirche ihr Recht haben.

Um diese Wiedervereinigung zu fördern und wenigstens einen Schritt weit sich dem noch fernen Ziel zu nähern, veranstaltet die Diözese Piana in regelmäßigen Abständen Studienwochen für Klerus und Laien des lateinischen Ritus. Diese Wochen sollen nicht nur Gelegenheit geben, den byzantinischen Ritus zu studieren und sich mit den Problemen einer Wiedervereinigung zu befassen. Sie sollen vor allem jene Vorurteile ausräumen, die sich in Jahrhundertenlanger ausschließlicher Gewöhnung an den lateinischen Ritus festsetzen: Ein verheißungsvoller Weg, um einem größeren Verständnis für die Probleme der Ostkirche und damit der Wiedervereinigung den Boden zu bereiten.

Inmitten der zauberhaften byzantinischen Mosaiken der im 12. Jahrhundert erbauten Kirche S. Maria dell'Ammiraglio in Palermo, meist Mortarana genannt, wird noch heute wie auch in der Bischofsstadt Piana regelmäßig Gottesdienst im byzantinisch-griechischen Ritus gefeiert. Der mystische Glanz der Zeremonien und die eindringlichen Melodien der Gesänge lassen den Raum erst wieder lebendig werden, der ja zu einer Zeit gebaut wurde, als noch in vielen Städten Siziliens orientalische Mönche ihre Liturgie feierten, jene Liturgie, die einmal gemeinsamer Besitz der Christenheit in Ost und West gewesen ist.

## UMSCHAU

### Zeitgeschichte im Roman<sup>1</sup>

„Der Kardinal“ von Henry Morton Robinson, so wollte man wissen, war ein Auftrag gegebenes Buch, das den Lebensgang eines aus armer Familie stammenden jungen Priesters, Bischofs und Kardinals erzählen sollte, um dem Leser, sei er Katholik oder Nichtkatholik, die Wirklichkeit d. h. das innere Leben und die äußere Organisation und Regierung der Kirche vor Augen zu führen. Es hat eine große Verbreitung gefunden und wohl auch eine ebenso große innere Wirkung ausgeübt. Trotz seiner

unterrichtenden Absicht hatte es auch seine dichterischen Schönheiten, wenigstens in einzelnen Abschnitten.

An dieses Buch erinnert der Roman von J. M. Bauer, dessen Stoff das Leben des jüngst verstorbenen Münchener Kardinals Michael von Faulhaber ist. Er wird hier der Mittelpunkt eines Raumes, der München, die München-Freisinger Erzdiözese, Bayern, Deutschland umfaßt und der auch auf die ganze Kirche und die Welt ausstrahlt, und seiner Zeit, der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aber Bauer will kein Geschichtsschreiber, sondern ein Dichter sein. Für ihn sind die Menschen und Geschehnisse die Gefäße der geistigen Welt, die, in Raum und Zeit gebettet,

<sup>1</sup> Josef Martin Bauer, Kranich mit dem Stein. Roman. (741 Seiten) München 1958, Ehrenwirth. Leinen DM 24,80.

zeitlose und überräumliche, allgemein gültige Wahrheit ist. Darum ersetzt er (fast) alle Namen. Er erzählt die Lebensgeschichte Martin Petuels, des Kindes armer Leute, das in Hellgarten die Klosterschule besucht, schließlich in Weinberg und dann in der Hauptstadt Bischof, Erzbischof und Kardinal wird. Erfunden wie die Namen sind auch manche Personen und Ereignisse. Vieles entstammt ganz der Phantasie des Dichters; das meiste jedoch ist der Geschichte entnommen. Es hat aber seinen Wert nicht, weil diese Menschen so gelebt haben, diese Ereignisse geschehen sind, sondern weil alles Träger einer geistigen Wirklichkeit ist, wie sie in einem Abschnitt unserer Zeitlichkeit sichtbar wurde und wie sie der Mensch in seinem Erdendasein erleben und sich daran entscheiden kann und muß. Mandarf den Dichter nicht tadeln, der sich das Recht und die Freiheit nimmt, bestimmten Vorgängen einen höheren Symbolwert zu geben. Man wird aber prüfen müssen, ob es ihm gelückt ist, aus den geschichtlichen Gegebenheiten den Geist so herauszulösen, daß er in seiner allgemeingültigen Reinheit erstrahlt.

Wer das Buch zu lesen unternimmt, ist sich im Unklaren, was der Dichter will. Zuerst denkt man an ein psychoanalytisches Werk: ein gehemmtes Kind, voller Angst, das aber sehr bewußt sein zähes Wollen und seine geistige Kraft spürt, will sich in der Welt hocharbeiten, auf der Schule, als Theologe im Germanicum, als Kaplan, Religionslehrer, Professor und weiter von Stufe zu Stufe, immer im Kampf mit seiner inneren Unsicherheit, die es durch äußere Würde und Ausgeglichenheit zu tarnen sucht. Dannerkennt man, daß die Psychoanalyse nur Mittel ist. Will der Dichter einen Entwicklungsroman schreiben? Als der König – es ist der von Bayern – Petuel auf den Bischofsitz seiner Hauptstadt beruft, wird es klar, daß sich unter diesem Namen kein anderer als Michael von Faulhaber verbirgt. Nun weitet sich der Raum: der erste Weltkrieg, die Revolution, die Zwischenkriegszeit,

der Nationalsozialismus, der zweite Weltkrieg, die Katastrophe, die Anfänge des Wiederaufbaus ziehen an uns vorüber. Auch jetzt noch bleibt dem Leser ein Zweifel: Handelt es sich um einen eigentlichen biographischen Roman? Dagegen spricht die Tatsache, daß Bauer nicht die wirklichen Namen nennt und daß er Nebenpersonen und Ereignisse erfindet. Das mag ein Biograph tun, der das Leben eines längst Verstorbenen farbiger zu gestalten sucht. Wer aber in der Zeitnähe, fast noch unter den Mitlebenden schreibt, wird höchstens aus vielem Gleichartigem einiges auswählen und ihm größere Dichte und damit eine Bedeutsamkeit verleihen, die es in Wirklichkeit nicht hatte. Da Bauer die Namen erfindet und frei mit den Personen und selbst den Geschehnissen spielt, dürfte es nicht seine Absicht gewesen sein, ein geschichtstreues Lebensbild zu geben.

Dann wieder blitzt dem Leser der Gedanke auf, es komme Bauer darauf an, menschliche Werte in ihrer Bedeutung darzustellen, um einen Beitrag für die geistige Ordnung der Welt zu leisten. In einer Zeit, die alles einebnnet, erscheint die Autorität, die moralische Würde und Hoheit ausstrahlt, die sich verantwortlich weiß, die unbekümmert um die wachsenden Stimmungen der Masse der Wahrheit und dem Recht dient und die Armen und Schwachen in Schutz nimmt, als Rettung vor dem Chaos, das die Leidenschaften und Feigkeiten der Allzuvielen herbeiführen. Da darüber hinaus die Strenge und Härte dieser Autorität durch echte Väterlichkeit ergänzt und überwunden werden muß, zumal wenn es sich um geistliche Herrschaft handelt, die die Güte und Barmherzigkeit Gottes vertreten soll, ergibt sich ein seelisches Bemühen, das den Träger der Autorität zu menschlicher Vollkommenheit führt. Gerechtigkeit und Liebe, Strenge und Güte vereinigen sich. Die allgemeingültigen Werte verkörpern sich zwar in einer Person, aber die Dichtung erhält doch einen objektiven Charakter, der in seinem inneren Gehalt vorbildhaft wird.

Gertrud von Le Forts Dichtungen etwa gehören in diese Kunstrichtung, die wir klassisch nennen können, weil das Individuelle und Interessante, Zeit- und Raumgebundene in solchen Werken zurücktreten. Die Personen selbst werden hier zu Symbolen, wie es in den Dramen Shakespeares, Schillers oder Goethes der Fall ist.

Wenn auch viele Abschnitte des Buches diese Sinndeutung nahelegen oder ihr wenigstens nicht widersprechen, scheint, aufs Ganze gesehen, doch eine andere Absicht den Dichter beseelt zu haben: Er wollte ein Bild der ganzen Zeit zeichnen, nicht um die tatsächlichen Begebenheiten und Gegebenheiten zu einem einheitlichen Stück zu verweben, sondern um ein Stück Menschentum sichtbar zu machen. Wenn wir dies annehmen, gewinnt auch die Vorbemerkung ihr ganzes Gewicht, in der er „das Wissen um die Atmosphäre und die Umstände in ihrer geschichtlichen Existenz“ als belanglos bezeichnet und sich dazu bekennt, „vor dem unveränderlichen geschichtlichen Hintergrund alles Geschehen und die Fülle der Personen der Gesetzlichkeit des Romanes“ unterworfen zu haben. Dieses Geschehen wird in einer solchen Breite vorgeführt, daß es unmöglich ist, anzunehmen, Bauer habe nur die Idee des Kardinals entwickeln wollen. Wenn er auch immer wie ein fester Bezugspunkt erscheint, haben doch die Tatsachen, ob sie sich in seinem unmittelbaren Wirkungskreis oder im Ausland abspielen, ihre eigenständige Bedeutung. Sie werden auch in einer gewissen Vollständigkeit erzählt. Für gewöhnlich verändert der Dichter den Namen und wohl auch einzelne Umstände: sie sind ja nicht wichtig wegen ihrer geschichtlichen Individualität, sondern wegen ihrer symbolischen Aussagekraft. Freilich stört es dann, wenn hin und wieder ein Vorkommnis ohne diese dichterische Verwandlung mitgeteilt wird. Es scheint, als ob sich dann der Stoff durchgesetzt habe und nicht in die Dichtung eingegangen sei. Die dichterische Erhöhung kommt zustande, ohne

dass zu starke Farben aufgetragen wären, durch die der Verfasser dem Geschehen einen nicht in der Sache liegenden Nachdruck verleihe. Allerdings darf man wohl sagen, daß ihm dies, am Anfang vor allem, nicht immer ganz gelingt. So scheint uns die Erregung von Pater Leonhard, der eine Unordnung in seinem Studiensaal bemerkte, unnatürlich gesteigert zu sein (15 ff.). Auch Sprache und Stil verraten, wo sich Bauer bemüht, allmählich in die dichterische Welt sich einzufühlen. Die Sätze wirken dann, als ob er sich mühsam durch die äußere Hülle hindurchbohre, um zum Kern der Aussage zu gelangen. Er erbittet in der Vorbemerkung das Wohlwollen des Lesers, wenn die erzählten Geschehnisse sich mit den tatsächlichen Gegebenheiten decken sollten. Es wird ihm sicher bereitwillig von jedem geschenkt werden; dagegen vermisst man etwa, wenn er nichts von jenem bekannten Telegramm des Kardinals an den Machthaber nach Abschluß des Konkordats erwähnt. Da es so viel Aufsehen erregte und oberflächliche Polemik es gegen ihn und die Kirche auswertete, anderseits aber die Verflechtung der Umstände gerade bei dieser Gelegenheit sichtbar wird, hätte dieser Vorgang dazu dienen können, Martin von Petuel in seinen Gewissenskonflikten und seinem Bemühen um die ganze Gerechtigkeit zu zeigen.

Alle diese Einwände sind unwesentlich. Sie werden auch nicht erwähnt, um das Dichtwerk herabzusetzen. In ihnen wird die Schwierigkeit deutlich, die sich ergibt, wenn so naheliegende Zeiten den Stoff für eine allgemeingültige, symbolschwere Dichtung liefern sollen. Gewichtiger dagegen erscheint uns die Unsicherheit und das Tasten zwischen psychoanalytischer Charakterzeichnung, Entwicklungsroman, Biographie und Zeitgemälde. Wenn jedoch schließlich das Ganze sich rundet, und die Erschütterung, die von den Schicksalen der Einzelnen, eines ganzen Volkes, ja der Welt und der Kirche ausgeht, den Leser durch Furcht und Mitleid reinigt, befreit und heilt, dann mag

der Leser aus dieser Wirkung an sich erfahren, daß Josef Martin Bauer kein mittelmäßiges Buch geschrieben hat.

Hubert Becher SJ

### Expo 58

Es waren nahezu 300000 Menschen, nur wenige Tausende fehlten, die an einem der letzten Augusttage die Weltausstellung in Brüssel besuchten. Mag sein, daß der bevorstehende Schulbeginn und damit das Ende der Ferienzeit in Belgien und das schöne, allerdings etwas drückende Wetter die Zahl hatten ansteigen lassen. Immerhin haben seit Eröffnung der Ausstellung im Mai bis heute über 30 Millionen Menschen die Expo 58 besucht. Eine riesige Zahl!

Aus naheliegenden Gründen stellten die Westeuropäer davon den größten Anteil. Aber man sah und hörte doch überraschend viele Nichteuropeer auf dieser Weltausstellung, die auf eine einzigartige Weise zeigt, wie sehr die Welt eine geworden ist. Gewiß, da hat Thailand z. B. einen Tempel hingestellt, wie er nur dort zu finden ist, und Tunis zeigt ein maurisches Haus. Aber so etwas bedeutet in dieser Weltausstellung nicht viel mehr als regionale Verschiedenheit. Die Ausstellung ist durch die moderne Technik bestimmt, die in Japan und im Irak nicht anders aussieht wie in den USA oder in Deutschland. Und noch ist nicht abzusehen, in welchem Maß diese Ausstellung das Lebensgefühl der Welt noch mehr vereinheitlichen wird. Wir vermeiden absichtlich das Wort uniformieren. Da sehen die Flamen und die Spanier, die Japaner und die Neger vom Kongo und alle die anderen Menschen dieser Welt jenes mit den modernsten elektrischen Geräten ausgestattete Haus, und es läßt sich nicht erkennen, daß die heutigen Mittel der Technik, des Verkehrs und des Handels es viel leichter als früher ermöglichen, ein solches Haus mitten im Kongo genau so zu bauen wie in Japan oder in Rußland.

Diese Welt ist eins geworden, aber

dies ist nicht ohne Europa geschehen. Ja, Europa ist der einigende Faktor dieser Welt. Denn diese moderne Technik ist ausschließlich der geistigen Kraft Europas zu verdanken. Hier ist die Geburtsstätte der modernen Naturwissenschaften, und diese wären nicht geboren ohne die Philosophie und Theologie Europas: die Landschaft von Löwen, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, das alte Burgund, die Niederlande: das ist Europa, gleichsam verdichtet in dieser flämischen Landschaft. Da werden Namen lebendig: Karl der Kühne und Maria von Burgund, deren Sarkophage drüben in der Liebfrauenkirche zu Brügge stehen, Karl V., der in Gent geboren ist, die van Eycks und Memling, auch wenn dieser aus dem mainfränkischen Raum stammt. Nur einige können genannt werden, aber es wäre eine Prozession von Namen, nicht minder großartig als die „Prozession der Türme“ von Gent. Europa hat dieser Welt die Einheit gegeben. Und es ist gut, sich dessen in einer dunklen Stunde europäischer Geschichte zu erinnern.

Noch ist dieses Europa nicht tot. Wir meinen das Gegenteil zu erkennen, nicht nur weil alle die verschiedenen Erdteile von ihm leben. Es hat auch auf dieser Ausstellung die Führung übernommen. Gewiß nicht materiell. Denn wer könnte schon mit dem russischen Warenhaus Schritt halten, von dem man allerdings den Eindruck gewinnt, als wollten die Sowjets zeigen, was man bei ihnen „auch“ alles haben kann. Aber das ist nun doch alles ohne Eleganz der Form angeboten, die einzigartig durch die Architektur des französischen Pavillons dargestellt wird. In ihm sind Technik und Schönheit eins geworden. Leider kann das Innere des Pavillons mit seiner Architektur nicht Schritt halten. Ganz anders der englische, dessen zeltartiger Aufbau allerdings viel schwerfälliger wirkt als der kühne Entwurf Le Corbusiers für Philips. Bemerkenswert der in mystisch grünes Licht gehüllte Eingang des britischen Zelts, wo man unter ehrwürdigen Fahnen und an den Kroninsignien vorbei auf das er-